Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 9. 4. 1939 | Nr. 15

Das alte deutsche Osterspiel.

Wir geben hier eine sinnvolle Auslese aus dem Schatzkästlein des Spiel- und Liedgutes unserer Vorfahren wieder, die zuerst in den „Münchener Neuest. Nachr.“ ihre Veröffentlichung gefunden hat. Diese schlichte Auswahl will althergebrachtes Volksgut neu wecken und damit die Erinnerung wachhalten, daß der innere Wert der Sitten und Bräuche unserer Altväter zu einem lebendig-schöpferischen Leben und Wirken gefördert hat.

In den mittelalterlichen Passions- und Osterspielen der deutschen Lande ruft zu Beginn der Herold das Volk zusammen, damit alle die Wunder und das Geheimnis der Ostergeschichte mit eigenen Augen schauen und miterleben können. Die Worte sind in den verschiedenen Fassungen ähnlich. Die folgenden Verse läßt das Innsbrucker Spiel von der Auferstehung Christi (um 1400) als Auftakt erklingen:

„Nun kommet all zugleiche,
Beide, arm und reiche,
Ihr Jungen und ihr Alten,
Und Gott mög drüber walten!
Setzt euch nieder zu der Erden,
Wir wollen euch lassen kund werden,
Wie unser Herr ist erstanden
Von des bitteren Todes Banden!“

Man sieht zunächst, wie Jesus zu seinen Jüngern vom kommenden Leiden und seinem Tod auf Golgatha spricht. Im Osnabrücker Osterspiel (1370) hören wir den Klageruf des Meisters:

„Nun hebet sich mein Leiden an.
Mein Vater, hilf, daß ich es kann!
Den bittren Kelch ich trinken will,
deinem Gebot fein halten still.“

Jetzt ertönt eine wundervolle Weise von Johannes Krüger (1640), die einen einzigen Klageruf dartut:

„Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen,
daß man ein solch hart Urteil hat gesprochen?
Was ist die Schuld, in was für Missetaten
bist du geraten?“

Jesus von Nazareth ist auf dem Kalvarienberg gekreuzigt. Das Osterfest steht vor der Türe und die Juden wollen die Schächerstätte zum Feste gesäubert wissen. Wir sehen da, wie Josef von Arimathäa mit Pilatus über die Abnahme Jesu vom Kreuze verhandelt:

„Pilatus, er hat Pein so groß
gelitten und so manche Not,
daß du magst sein gewiß,
der er tot ist.“

Darauf antwortet Pilatus:

„Wenn dem so ist, so lös' ihn ab
und bring ihn in das Grab!“

Die Hohenpriester und Schriftgelehrten sind in Not und Ängsten um den Leichnam des Messias. Im Passionsspiele von St. Gallen (um 1400) fordert Kaiphas den Landpfleger Pilatus auf:

„Herr Pilatus, gib uns Rat,
Und ein Not, die uns angaht!
Denn wir hörten diesen Mann
Sprechen, daß er wollt erstahn.
Nun fürchten wir seine Untertan,
Daß sie zu seinem Grabe gahn
Und ihn von dannen tragen
Und dann den Leuten sagen,
Er sei vom Tod erstanden
Uns zu großen Schanden,
Drum sollst du durch unser Gut
Dem Grabe schaffen starke Hut.“

Pilatus verhandelt mit seinen Söldnern, die sich erst nach längerem Feilschen für den Wachdienst am Grabe des Gekreuzigten bereit erklären:

„Herr Pilatus, gerne wolln wir's tun,
Wenn du uns Sold gibst und guten Lohn.
Sollten wir nicht einmal einen Toten hüten können,
so sollte man uns an den Galgen hängen!“

Pilatus entläßt die Söldner (im Osnabrücker Osterspiel) mit dem Versprechen:

„Der Lohn soll euch werden, gut und recht,
wie sich's geziemt für fremde Knecht.“

Nun zieht die Grabwache auf und in dem feinen Redentiner Osterspiel, das im Jahre 1464 bei Wismar entstand, hören wir den schönen mittelhochdeutschen Wechselgesang der Wächter:

„Wachter, min leve frund,
Wake myt uns an desser stund,
Wes uns treu und hold,
Dat bringt di silver und gold.“

In diesem Redentiner Spiel finden wir die weihevolle Handlung in die norddeutsche Heimat versetzt, es ist eben das Spiel des Volkes — ein Heimatspiel, das einen wahren Geschichtsstoff aus dem Leben Jesu für die Spielhandlung nimmt. Die Wächter am Grabe melden während des Wachdienstes sogar, daß ein Schiff sich nahe „zwischen Hiddensee und Moen“.

Im Augsburger Passionsspiel des 15. Jahrhunderts, wovon wir heute noch Teile im Oberammergauer Spiel vorfinden, verteilen sich die Wächter mit viel Prahlerei auf ihre Standorte. Als aber der Engel erscheint, fliehen alle „tapfere Mannen“ und eilen nach Pilatus, um ihm von dem Ereignis Bericht zu geben:

„Als wir heut Nacht lagen,
Als wir des Grabes pflagen
Mit viel großem Fleiße,
Da kam ein Engel weiße,
Er begann uns zu gahen,
Und da er uns wollt nahen,
Da kam vor ihm ein Donnerschall,
Davon erschien da überall
Von dem Blitzschlag ein Feuer,
Davon wards ungeheuer,
Daß wir nur knapp entronnen sind.
Dazu han wir auch gesehen,
Daß der Engel den Stein
Von dem Grabe rückt hinein,
Und Jesus ist erstanden,
Uns und euch zu Schanden.
Das haben wir gelogen nicht.“

Pilatus:

„Das ist ein wunderlich Geschicht!
Hat euch der Mann nicht gar betrogen?“

1. Wächter:

„Wir haben nicht ein Wort gelogen.“

2. Wächter:

„Ich sah mit meinen Augen
Jesus von dem Grab aufstehn.
Und viel schön von dannen gehn,
Als ob ihm nie ein Leid geschehn.“

Diesen Bericht der Grabwächter, der eine gediegenlebendige Anschaulichkeit aufweist, finden wir im ältesten deutschen Osterspiel aus dem Kloster Muri in der Schweiz (13. Jahrhundert). Im Osnabrücker Spiel singt der Engelchor die alte Weise aus dem 12. Jahrhundert:

„Christ ist erstanden
von der Marter allen,
des sollen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein,
kyrieleison!“

Eine andere Engelschar zieht zur Höllenpforte, um die Erlösung zu verkünden und die Seelen von den Feinden zu befreien. Jesus spricht selbst:

„Um eure Pein, so schwer und groß
hab ich gelitten den bittern Tod,
Nun kommt mit mir in mein Reich,
da sollt ihr sitzen ewiglich!“

Und zum Beschluß des Spieles singt die ganze Gemeinde das alte Osterlied nach der Wittenberger Weise von 1524:

„Nun freut euch, liebe Christen g'mein
und laßt uns fröhlich springen!
Daß wir getrost und all in ein
mit Lust und Liebe singen.
Was Gott an uns gewendet hat
Und seine süße Wundertat,
gar teu'r hat er's erworben!“

Franz Adolf Sommer.

Jugenderinnerungen aus Mähren.

Von **Karl Hans Strobl.**

Zu den Dichtern, die ein lebendiger **Beweis** für die Verwurzelung deutschen **Volkstums im** mährischen Raum sind, gehört **auch Karl Hans** Strobl. Er ist in Iglau, der **deutschen Sprachinsel**,, geboren, hat auf **der Deutschen Universität** in Prag studiert und **in zahlreichen Romanen** das Land geschildert, **das unter dem Schutz** des Deutschen Reiches steht.

Eines Tages fand ich daheim bei einem **Dachboden**-Streifzug in einem Winkel unter altem Gerümpel **den Schäfer** mit dem Lämmlein wieder. Es waren ein Schäfer **und** ein Lämmlein aus Porzellan, und sie ruhten **beide friedlich** und träumerisch nebeneinander am Rand **einer kleinen** Mulde, die auch aus Porzellan war und **zweifellos dazu** diente, Zigarrenasche darin abzustreifen.

Es war kein Porzellan, das eine berühmte Marke hatte, nichts von Kunstwert, aber mich überfiel sogleich eine heiße Freude, als ob ich Gott weiß was für einen Schatz gefunden hätte. Denn in dem Augenblick, als ich den Schäfer erspähte, war es mir, als würde ein Fenster aufgerissen, das mich in die Vergangenheit schauen ließ. Dieser Schäfer besaß offenbar die Zaubermacht, mir meine Jugend zu zeigen und das Vaterhaus und den Glaskasten, in dem er gestanden hatte. Ja, da war der alte Glaskasten auf einmal, ganz deutlich sah ich ihn, er hatte eine Vorderwand und Seitenwände aus Glas, und auf den Glasplatten innen lag der Schäfer neben seinem Schäflein inmitten einer Welt köstlicher bunter Dinge. Da gab es vielfarbige Gläser und geschliffene Gläser, in denen das Licht vor Lebenslust ganz toll wurde, und andere mit Zinndeckel und eingeätzten Buchstaben, und eine brütende Henne war da, und wenn man die vom Nest abhob, so fand sich, daß sie auf Zuckerstückchen saß . . ., und dann die schwere Glaskugel, in deren Innern alle Farben der Schöpfung durcheinander wimmelten.

Behutsam trug ich meinen Schäfer zur Mutter: **und wo** denn der alte Glaskasten mit all dem lieben, lustigen Inhalt hingekommen sei?

Du gütiger Himmel, der alte Glaskasten? Das wußte wohl niemand mehr; der war irgendwohin verkommen, man hatte sich neu eingerichtet — altdeutsch — und **all die Stücke** aus der Großelternzeit hatte man ins Ausgedinge getan, und nun waren sie eben dahin. Und der einstige Inhalt? Nach langem Kramen in den Hintergründen der Geschirrkammer fand meine Mutter noch das eine und andere Stück, die Weinflasche mit rotem Überfang und drei Gläschen mit roten Blumensträußchen und noch eine Weinflasche in Blau und Gold, der man ein Glas über den Hals stülpen konnte,

---

Ernst Wiechert:

Land an der Memel.

Wer aus den Wäldern meiner Heimat nach Norden wandert, bleibt in derselben Provinz; aber unter seinen Augen bekommt der östliche Raum ein anderes Gesicht. Schon auf den Wegweisern ändert sich die Welt, und seltsame Namen künden an, daß hier eine andere Erde beginnt. Noch bleibt der Wald, der längs der südlichen Grenze rauscht, aber sein Antlitz wandelt sich um. Aus dem Schlafenden der Seen wird das langsame Gleiten der Ströme. Der Sand verstäubt, der Boden wird schwarz. Es riecht nach Wasser und Moor und manchmal bringt der Wind einen kühlen, raumlosen Hauch. Es ist die Luft, die über den großen Wassern steht: das Land zwischen den Strömen meldet sich an.

Unsere Schulweisheit fällt uns ein: daß nun das Land der Königstreue und der Gläubigkeit beginne, der Pferdezucht und der Wilddiebe, der Moore und der Dainos. Aber wir sehen, daß die Schulweisheit nicht ausreicht, um zu Hause zu sein in jedem Raum. Denn der Himmel ist gewaltig über diesem Land, mit Wolken, die gleich Gebirgen aufragen über einem fernen Horizont. Die Kühle der masurischen Wälder hat sich gewandelt in die dumpfe Glut der Erlendickung. Träge zieht das Wasser zwischen Schwertlilien hindurch, hinter denen der Kranich sich verbirgt. Der Wagen verschwindet, vom Kahn ersetzt, und Gräben mit dunklem Wasser sind die Landstraßen dieser Welt.

Der rechte Winkel beherrscht das Land, Graben und Damm geometrisch gekreuzt, wie ein Gradnetz über die Landschaft gelegt. Man zählt die Gräben wie Türen im Dunklen, denn Jagen liegt an Jagen, in schrecklicher Gleichheit, stumm, ohne Namen: Urwald, Wasser und Sumpf. Mitunter öffnet der Damm sich auf eine braune Ferne, flimmernd in der Mittagsglut. Das ist das Moor. Unendlicher Horizont, sterbender Wald, Klage eines Vogels, den man nicht sieht. Und mitunter, durch fahle Weiden ziehend, ein Mittagsgespenst, riesig und dunkel, den Blick nach dem störenden Menschen gewandt: der Elch.

Hinter Wiesen und Steg hebt das erste Dach sich auf, mit braunem Rohr gedeckt. Pferdeköpfe sehen vom Giebel herab. Die Trachten der Menschen sind bunt, der Hausrat, das Grabkreuz. Die Farbe schreit, als wollte sie Gewalt gewinnen über das dumpfe Land. Die Menschen sind groß und schön, von der wilden Schönheit der Erde, die sie gebar. Der Mensch der Ströme überwindet den Wald. Er sieht sich nicht um, er schauert nicht vor dem Wind. Die Starre beginnt zu fließen. In der Weite des Raumes bricht die Seele auf und ahnt den Gang der Ströme zum Meer. Sterne stehen unverborgen über der Nacht, und Götter heben sich auf, wo der Dämon finsterer Wälder versinkt.

Gut ist es, lange und schweigend über dem heiligen Memelstrom zu sitzen. Rombinus, der Götterberg, verblaut im Osten, und westwärts öffnet sich der unendliche Raum: Stromland und Wiese, Deich und Gehöft, Wolken über westlichem Meer. Größe liegt über dem schweigenden Land, und es ist, als wendete Laima, die Schicksalsgöttin, achtlos den kalten Blick. Nebel steigen aus abendlicher Flur, Feuer der Flöße gleiten dahin, schmerzliche Lieder, die das Wasser begräbt. Abendrot brennt auf über einer ungeheuren Welt, den Flug der Schwäne beglänzend, und dann steht die Nacht weiß über dem verdunkelten Strom.

Wer zu den Flößern hinabsteigt, kann hinausgleiten mit ihnen wie an den Rand der Welt. Gut ist es, still zu liegen auf dem duftenden Holz, die Hände unter dem Kopf verschränkt, und vorüberzutreiben wie an den Bildern eines Traumes, an Wiesen und Haus, an Schilf und Moor, an Liedern und Schweigen. Sterne heben sich auf und sinken herab, der Sprosser schlägt aus dem Ufergebüsch, und eine grundlose Schwermut hüllt dies alles ein, das Floß, den Strom, das Land.

Und dann, eines Abends, leuchtet das Haff. Die Menschen unserer Zeit, die über Meere fahren und fliegen, sind geneigt, zu lächeln über ein Haff. Aber es ist nicht der Ort dazu. Wer den Blick zurückwendet auf das verlassene Land, sieht Schilf und Gras, wie sie weißlich gebeugt sind vom großen Wind. Leuchtfeuer blitzen fahl in das helle Abendlicht, und dahinter versinkt ein grenzenloses Land. Fenster glühen im roten Schein, und wir wissen, daß auch dort Menschen zu Hause sind wie überall, aber das Menschliche ist klein, und überall steht die Erde als das erste vor dem, was der Mensch auf ihr tut.

Auch der Mann im Boot lächelt nicht. Er sieht nach den Segeln hinauf, nach dem seltsam geschnitzten Wimpel am Mast, und voraus nach dem fernen Streifen, der wie der Rand einer Wüste im Westen brennt. Er hat das Gesicht der großen Räume, und die großen Räume lächeln nicht. Er hebt die Augen auf zu Wolken, Winden und Sternen, zu dem ruhigen Gang der ewigen Dinge. Sie haben an seiner Seele geformt und durch die Seele hindurch an seinem Gesicht. Und deshalb hat dieses Gesicht das größte, was ein Menschengesicht haben kann: die Würde großer Landschaft. Es ist nicht von den Städten geformt, ihrer Hast und ihrer Angst. Es ist ein Gesicht ohne das Wissen unserer Zeit, aber erfüllt mit jener Weisheit, die größer ist als alle Zeit.

Es ist ein guter Gefährte für eine solche Fahrt. Es ist die klarste Stunde der Wanderung durch das östliche Land, überflutet vom reinen Licht. Die Schatten sind zurückgeblieben wie der Landstreifen, der wurzellos über der Kimmung schwebt. Aber was nun entgegenwächst mit jedem Rauschen der Bugwelle, gebirgige Wüste, grün, dann blau dann violett, ist ausgefeilt bis in das letzte der Umrißlinien, steht da, als sei es gutgeheißen von des Schöpfers Hand. Es will weder unsere Lust noch unser Verderben. Es wird unsere Spur empfangen und auslöschen wie tausend frühere Spuren, wenn der Sand, der Wind, der Regen es will.

Zwei Gebirge wachsen in das Abendrot, steil gestürzt in das dunkelnde Haff. Auf dem Gipfel des linken steht der Leuchtturm, eine Feuermühle, mit vier glühenden Armen lautlos kreisend über Wasser und Land. „Urbo kalns“ sagt der stille Mann am Steuer, das heißt „der Bärenberg“. Und „Angju Kalns“ sagt er nach einer Weise, die Hand nach

wie es jetzt bei den Thermosflaschen üblich geworden ist. Und dann sogar noch die brütende Henne auf dem Nest mit Zuckerstücken.

Ganz befangen brachte ich Wunsch und Bitte vor, diese Reste des Glaskasten-Schatzes mit mir nehmen zu dürfen. Die Mutter hatte nichts dagegen: „Aber was willst du denn mit dem alten Zeug?“ fragte sie verwundert.

„Altes Zeug, nun ja, aber wie sinnig und liebevoll ist dies alles erdacht und wie sorgsam geformt! Es ist ehrwürdig und schön zugleich —, schade, daß so vieles unwiederbringlich dahin ist . . .“ ereiferte ich mich . . . „und wertvoll ist es auch, die Leute geben viel Geld für solche alten Sachen . . .“ Und das sagte ich aus besonderer Schläue, denn meiner Mutter wirklichkeitsnaher Sinn hatte immer etwas für Dinge, deren Wert nicht bloß in der Einbildung besteht, sondern auch irgendwie marktgängig begründet ist.

Als sie dann beim Weihnachtsbesuch in unserem Brünner Heim den Schäfer und die brütende Henne und die beiden Weinflaschen als Blickfänge auf Ehrenplätzen hinter der Mittelscheibe unseres Glaskastens — ach, nur eines Nachfolgers jenes traulichen alten — fand, da stand sie lange davor in nachdenklicher Betrachtung still.

„Und der Kram ist wirklich wertvoll?“ fragte sie dann zweifelsüchtig.

„Gestern ist jemand da gewesen“, schwindelte ich, „der wollte mir eine Menge Geld dafür geben.“ Das sagte ich, auf daß ein etwa noch zutage gefördertes gläsernes oder porzellanenes Altertum nicht wieder geringschätzig behandelt, sondern sorgsam behütet werde und schließlich den Weg in unseren Glaskasten finde.

Aber damit hatte ich den Anstoß zu einer ungeahnten Entwicklung gegeben. Ich hatte einen Funken in die Seele meiner Mutter geschleudert, an dem sich eine neue, gewaltige Leidenschaft entzünden sollte.

Von diesem Tage an begann meine Mutter nämlich zu sammeln; was früher mißachteter, alter Kram gewesen war, erhielt auf einmal eine ungeheure Bedeutung, und das Leben meiner Mutter bekam einen neuen Inhalt. Meine Eltern waren damals noch so rüstig, daß sie lange und weite Radwanderungen unternehmen konnten. Das Radfahren war bis dahin Selbstzweck gewesen, höchstens, daß meine Mutter eine Rast dazu benutzte, um in der Waldeinsamkeit Schwämme zu suchen. Aber nun bekam das Radfahren einen anderen, höheren Sinn.

Mit dem Rad gelangte man in die entlegensten Dörfer, die abseits von der Bahn hinterwäldlerisch in tiefem Kulturschlummer lagen. Und in diesen Dörfern war das Wort Antiquitäten eine unbekannte Sache. Meine Mutter machte es, wie es ihre Art war, gründlich und gewissenhaft, sie begann beim ersten Haus des Dorfes und fragte sich von Tür zu Tür bis zur letzten. Sie steckte den Kopf zur Tür hinein und fragte: „Haben Sie keine alten Sachen?“

Ach, man hatte damals noch in fast allen Bauernhäusern viele gute alte Sachen, es gab deren eine ganze Fülle, Schüsseln und Krüge, Teller und Gläser, noch hatte kein Altwarenhändler den Weg zu diesen Herrlichkeiten gefunden, und meine Mutter stieß in eine unberührte Welt vor, — in der gleichwohl meine Eltern nicht unbekannt waren, denn ehe sie sich aufs Radfahren verlegen konnte, hatten sie lange Jahre in ihrem „Gewölbe“ hinter der „Pudel“ gestanden und den Bauernweibern Leinwand, Barchent, Gradl und Kopftücher verkauft. Aus jenen Leinwandhändlerszeiten waren meine Eltern bei allen Bauersleuten der Sprachinsel vertraute und beliebte Gestalten. Und nun kam meine Mutter und sah sich in der Stube um und erkundigte sich nach dem und jenem mißachteten und in die Ecke verbannten Ding, von dem niemand was wissen wollte.

„Ober gengas, Frau Stroblen“, fragte die Bäuerin verwundert, „zwos brauchens denn dö olte Kramuri?“

Und nun wurde ich hervorgeholt, ich, die große Ausrede. Ja, da sei doch der Sohn in Brünn, und der habe nun einmal an dem alten Zeug einen Narren gefressen, ja, er sei geradezu verrückt darauf, und da trage nun meine Mutter eben — was tut man nicht alles für sein Kind? — zusammen, was sie bei den Bauern so finde.

Die Bäuerinnen kopfschüttelten: „No naa . . . no meihörns . . . no soowos!“ und vielleicht bemitleideten sie meine Mutter sogar, weil sie einen Sohn hatte, mit dem es offenbar nicht ganz richtig war.

Und dann kam der Handel zustande.

Ich weiß wohl, es wäre richtiger gewesen, wenn meine Mutter den Bauern ihre Krüge und Teller nicht entführt, sondern ihnen gesagt hätte: „Da habt ihr nun so schönes, altes Tongeschirr an der Wand oder im Gebrauch! Es ist köstliches Erbgut und gehört zu euch, euren Häusern und eurem ganzen Leben. Achtet und schätzt und hütet es wohl, und wenn euch jemand diese Dinge abschwatzen will, dann setzt ihn vor die Tür.“ So hätte meine Mutter vielleicht sprechen sollen. Aber wer kann gegen eine Sammlerbesessenheit an? Und dann — diese alten schönen Dinge wären ja doch den Händlern zum Opfer gefallen, die sich bald nachher in ganzen Heuschreckenschwärmen auf die Dörfer gestürzt haben. Da ist es immerhin noch besser, diese Dinge sind nicht dorthin, wo sie doch nichts als bloße Modesache waren, sondern dorthin, wo sie Herzenssachen sind, in stiller Liebe und Ehrfurcht gehegt von den Händen eines, dem das Bauernblut in ihm einiges Anrecht auf diesen Besitz gibt.

Ja, das war damals die seelenlose Zeit vor dem Krieg, und die Bauern hatten den Stolz auf ihre Verganegnheit noch nicht entdeckt. Das ist nun anders geworden, und wer damals der Versuchung widerstanden hat, der freut sich nun doppelt des Erbes seiner Sippe an der Wand.

300 deutsche Jungbauern im Auslandsaustausch.

300 junge Bauernsöhne und -töchter, Junggärtner, Winzer und Melker sind ausersehen, am Auslandsaustausch teilzunehmen. Im Anschluß an ein kurzes Vorbereitungslager werden sie im Laufe des Monats April die Grenzen Großdeutschlands verlassen, um für ein halbes Jahr bezw. ein ganzes Jahr als Repräsentanten des deutschen Bauerntums im Ausland zu arbeiten. Wurde in den vergangenen Jahren der Austausch vor allem mit den skandinavischen Staaten Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland, sowie mit Ungarn gepflegt, so kommen in diesem Jahre weitere Länder hinzu: Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland, Estland und Lettland. Während der Dauer ihres Auslandsaufenthalts werden rund 300 ausländische Austauschteilnehmer ins Reich kommen, um hier die Arbeitsplätze ihrer deutschen Partner einzunehmen.

Ein heidnischer Götze wurde zerschlagen!

In Warschau erscheint seit einiger Zeit eine Zeitschrift „Zadruga“, welche die Rückkehr der Polen zu den slawischen heidnischen Gebräuchen und Sitten alter Zeiten predigt. Auf die Räume dieser Zeitschrift wurde nun von unbekannten Tätern ein Überfall verübt. Das Lokal wurde erbrochen, die Statue einer slawischen heidnischen Gottheit sowie eine ausgegrabene alte Urne vernichtet. Auch das Aquarium, in dem sich eine Schlange befand, wurde zerstört und die Schlange entfloh, ohne daß man sie wiederfinden konnte. Die Täter blieben bisher unentdeckt.

Ostern im Feld.

Als wir nun die heiße Höh erklommen,
drüberhin des Feindes Feuer gehn,
ist mir plötzlich alles traumverschwommen,
und ich sehe nahe, glückbeklommen,
einen Hang voll Schlüsselblumen stehn.

In dem Schutt am eingebrochnen Graben
blühn sie aus dem letzten Schnee heraus.
Und ich sehe einen toten Knaben,
den Granaten hingerissen haben,
eingeschlummert bei dem gelben Strauß.

Siehe, sprach ich leise, ist doch heute
Ostern . . . und ein Wunder will geschehn.
Schöner Knabe, nicht des Todes Beute,
horch, der feinen Glocken zart Geläute
mahnt dich, aus dem Schlummer aufzustehn.

Bleib nicht länger in der Nacht gefangen!
Schöner Friede, brich aus dunkler Gruft.
Komm, du zögertest schon allzu lange.
Vögel rufen leise mit Gesange
und die Blumen locken dich mit Duft.

Will Vesper, Ostern 1917.

Jugenddienstpflicht im Dritten Reich.

Der Führer hat soeben zwei Durchführungsverordnungen zum Gesetz über die Hitler-Jugend vom 1. Dezember 1936 erlassen. Nach der Schaffung der Arbeitsdienstpflicht und der Wehrpflicht wird nun auch der Dienst in der HJ zum Ehrendienst am deutschen Volk erklärt.

Die erste Durchführungsverordnung enthält die „Allgemeinen Bestimmungen“ und stellt in § 1 nochmals die ausschließliche Zuständigkeit des Jugendführers des Deutschen Reiches für alle Aufgaben der körperlichen, geistigen und sittlichen Erziehung der gesamten Jugend des Reichsgebiets außerhalb von Elternhaus und Schule fest. Auf den Geschäftsbereich des Jugendführers des Deutschen Reichs gehen nach dieser Verordnung aus dem Geschäftsbereich des Reichserziehungsministeriums alle Angelegenheiten der Jugendpflege, des Jugendherbergwerkes sowie der Unfall- und Haftpflicht im Interesse der Jugendpflege über.

Mit er ersten Verordnung wird innerhalb der HJ die Stamm-HJ begründet. Wer seit dem 20. April 1938 der HJ angehört, ist Angehöriger der Stamm-HJ. Jugendliche, die sich mindestens ein Jahr in der HJ gut geführt haben und ihrer Abstammung nach die Voraussetzungen für die Aufnahme in die NSDAP erfüllen, können in die Stamm-HJ. aufgenommen werden. Die Aufnahme in die Stamm-HJ kann bei Personen über 18 Jahren, die in der Führung oder der Verwaltung der HJ eingesetzt werden sollen, sofort erfolgen. Gliederung der NSDAP ist nur die Stamm-HJ. Die Zugehörigkeit zu ihr ist freiwillig.

Die Dauer der Dienstpflicht wird in der zweiten Durchführungsverordnung, der sog. Jugenddienstverordnung, geregelt. Sie gilt für Jugendliche vom 10. bis zum vollendeten 18. Lebensjahr, und bestätigt die bisherige Einteilung der Hitlerjugend in „Deutsches Jungvolk“ für die 10- bis 14jährigen Jungen, „Hitlerjugend“ für die 14- bis 18jährigen Jungen, den „Jungmädelbund“ für die 10- bis 14jährigen Mädel, den „Bund deutscher Mädel“ für die 14- bis 18jährigen Mädel. Schüler und Schülerinnen in der Grundschule, die das 10. Lebensjahr bereits vollendet haben, werden bis zum Verlassen der Grundschulklassen vom Dienst in der Hitlerjugend zurückgestellt, Schüler und Schülerinnen in der Volksschule, die das 14. Lebensjahr bereits vollendet haben, bleiben bis zur Schulentlassung Angehörige des Deutschen Jungvolks oder des Jungmädelbundes.

Alle Jungen und Mädel der Hitlerjugend unterstehen einer öffentlich-rechtlichen Erziehungsgewalt nach Maßgabe der Bestimmungen, die der Führer erläßt. Der Zugehörigkeit zur HJ unwürdig und damit von der Gemeinschaft der Hitlerjugend ausgeschlossen sind Jugendliche, die ehrenrührige Handlungen begehen, wegen ehrenrühriger Handlungen vor Inkrafttreten der Verordnung aus der Hitlerjugend ausgeschlossen worden sind, ferner, die durch ihr sittliches Verhalten in der Hitlerjugend oder in der Allgemeinheit Anstoß erregen und dadurch die Hitlerjugend schädigen.

Jugendliche deutscher Staatsangehörigkeit, bei denen beide Elternteile oder der Vater nach ihrem Volkstumsbekenntnis zur dänischen oder polnischen Volksgruppe gehören, sind auf Antrag derjenigen, denen die Sorge für ihre Person zusteht, von der Zugehörigkeit zur Hitlerjugend zu befreien.

Steht das Recht zur Pflicht, für die Jugendlichen zu sorgen, mehreren zu, und stellt nicht jeder von ihnen Antrag, so kann der Jugendliche befreit werden. Der Antrag ist an die untere Verwaltungsbehörde zu richten. Weitere Vorschriften hierüber werden erlassen. Die Verordnung regelt im besonderen die Aufsicht über die Jugendorganisation in der dänischen und der polnischen Volksgruppe, die beim Reichsminister des Innern liegen wird.

Jugendliche deutscher Staatsangehörigkeit mit den Wohnsitz im Ausland, oder sofern sie sich nur vorübergehend im Deutschen Reich aufhalten, sind zum Dienst in der Hitlerjugend nicht verpflichtet.

Alle Jugendlichen sind bis zum 15. März des Kalenderjahres, in dem sie das 10. Lebensjahr vollenden, bei dem zuständigen HJ-Führer zur Aufnahme in die Hitlerjugend anzumelden.

Führer und Führerinnen bleiben nach Ablauf der in § 1 festgesetzten Zeit Angehörige der Hitlerjugend. Ihre Entlassung erfolgt auf besondere Anordnung. Auf ihren Antrag sind sie zu entlassen. Für die Dauer des aktiven Wehrdienstes ruht die Zugehörigkeit zur Hitlerjugend. Angehörige des Reichsarbeitsdienstes dürfen sich im Dienst der Hitlerjugend nicht betätigen.

dem rechten Gebirge hebend. Das heißt „der Schlangenberg“. Weiter geht der Blick nach Süden hinaus. Fahl und weißgelb bricht es aus dem Wasser empor, senkrecht getürmt, Mauern aus totem Sand, Gebirge an Gebirge gewälzt, bis es am Horizont verbleicht.

Der Mann am Steuer bekommt seinen Lohn. Er wendet das Boot, das Segel schlägt, und langsam gleitet er wieder hinaus. Dort hinten, über dem dunklen Strom, blitzt das rote Leuchtfeuer auf, und lautlos zieht der Kahn in das Dunkel hinaus, mit der schweren Gestalt am Steuer, wie ein Totenkahn, der seine Fracht entließ und nun heimkehrt zu neuer Fahrt.

Uns aber sieht das Antlitz der Düne prüfend an. Was wir bisher erblickten, war Größe, Wildheit und Kraft. Was wir nun sehen, ist schweigende Majestät. Wir sitzen am Meeresstrand und blicken hinaus. Bernstein schwimmt an unserm Fuß, und über uns hinweg rieselt der Sand, der hinter uns am Wandergang der Gebirge baut. Eine Möwe streicht über uns hin, und jedesmal scheint es, als sei sie der einzige Vogel in dieser Welt. Der Strandhafer klirrt, und jede Wolke steigt mit ihrem Schatten über den Dünenberg. Dann erlischt das grelle Weiß, wird dunkel und blau, bricht wieder heraus und gibt dem toten Sand ein lebendiges Licht gleich dem des Kerzenscheins über einer versteinerten Stirn. Und endlos rauscht und mahlt das Meer, mit jenem traurigen Klang, mit dem es über begrabene Götter rauschen mag, über Bernsteinkrone und Steinaltar.

Wir wenden uns um, die Vordüne hinauf. Der Thymian blüht auf brennendem Sand, und vor uns hebt sich der Wald, nur das Märchen kennt solche Verzerrung der Form, eine nach Osten gestrichene schräge Wand, gebeugte Wipfel, gerungene Äste, unter grauen Flechten erstickt. Dahinter leuchtet der Birkenwald, das Moor brütet zwischen Elchweiden und Sand, und zwischen den Stämmen hebt sie sich auf: die Wanderdüne mit ihrem flammenden Leib. Triebsand schimmert an ihrem Fuß. Buschwerk ertrinkt an ihrem Hang, und dann türmt der unbezwungene Sand sich bis in den Himmel empor.

Wir steigen hinauf, und der Fuß zögert, als ginge er über ein Gesicht. Im Winde treibt der Sand zum Kamm hinauf, und über den Tälern glüht es wie Wüstenluft. Weißes Gebein dört im Sand, Trümmer von Särgen, spukhafte Auferstehung eines Jüngsten Gerichts. Wir lauschen, ob die Glocke noch töne über versunkenem Dorf, Gemeindegesang und Orgelspiel. Es friert uns plötzlich im Sonnenbrand, und von der Höhe des Grats geht das Auge nach dem Leben des Horizonts und gleitet ab wie von geschliffenem Stein. Der Meerwind braust, und über den Gipfeln der Dünen steht der treibende Sand wie ein weißlicher Schein.

Wir wandern nach Norden hinauf, den Gratweg entlang, zur Linken das Meer, zur Rechten das Haff und den flimmernden Streifen des Stromlandes, das uns entließ. Kein Mensch kommt uns entgegen auf unserem Weg. Segel liegen auf der grauen Flut, von einer schrecklichen Stummheit, wie über einem Totenschiff. Da liegen die Dörfer, eingepreßt zwischen Düne und Haff, unwirklich und tot. Nur der Wind ist lebendig in diesem Land, die Wolke, der Sand. Wohin führen die Wege in diesem Raum?

Und im Abenddämmern kann es sein, daß das Tier vor uns steht, dem diese Erde gehört. Es steht plötzlich auf aus Dickung und Wald, verbrüdert mit seiner Welt. Sein Auge ist kalt und sieht uns an: der Blick der Majestät auf eine freche Gebärde in seinem Saal.

Wenn der Elch sich wendet, beliebt es ihm, nicht uns. Seine Schaufeln schimmern in dunklem Glanz. Sein Schritt ist wie der Schritt von Königen, denen die Erde gehört, ohne Furcht und ohne Raum. So steigt er die Düne hinauf. Er hat uns vergessen wie ein Gesträuch. Langsam hebt das Haupt sich in den Abendhimmel empor, der Rumpf, die Gestalt. Auf dem messerscharfen Grat des blauen Sandgebirges steht er wie vor der Ewigkeit. Sein Auge blickt nach Asien hinein, aber alle Namen verschwinden vor diesem Blick. Trauer der Verstoßenen umgibt seine Gestalt, der Enterbten, der langsam Sterbenden. Und wenn er hinabsteigt am jenseitigen Hang, ist das, als steige er zu den großen Toten hinab, und niemals mehr werden wir seinesgleichen sehen.

Hier ist das Ende der deutschen Welt. Noch einmal, in diesem Sandgebirge, hebt sie sich auf zu dem ödesten, verlassensten und großartigsten Bild ihres Wesens. Meer und Strom haben dieses Land gebaut, der Wind und der Sand. Der Mensch hat nichts dazu getan, als hier und da den Wald zerstört, in dem die alten Kohlenmeiler standen, und hier und da die Düne festgemacht. Aber in das Fließende und Flimmernde dieses Raumes hat er das Bleibende seines Werkes hineingebaut: Kirche und Dorf, Hof und Stadt, Acker und Sprache, Mauer und Turm. Spärlicher geht die Blüte über dieses Land als sonstwo im gesegneten Vaterland, ärmer sind die Straßen, schweigsamer die Menschen. Wenn an der Geest der Ginster blüht, ist diese östlichste deutsche Erde noch hart und stumm. Wenn über die Watten die Flut sich hebt, mahlt das östliche Meer nur leise Stein an Stein. Wenn über der friesischen Tenne der Weizen rauscht, fährt der Nehrungsfischer hinüber nach dem Memelstrom und holt im Handkahn den Sack mit Brotmehl nach Hause, weil kein Korn auf seinen Dünen wächst.

Es ist, als verströme das Leben des Reiches sich hier, ja als versickere es im Saum asiatischer Erde. Hier ist die Brücke von Erdteil zu Erdteil, und vor ihren Pfeilern steht stumm ein ernstes Geschlecht, wachend, grübelnd, kämpfend, den Helm über der Stirn, den Schild vor der Brust.

Zuchthaus Bajohren abgebrannt . . .

In der Nacht zum Gründonnerstag ist im Memelkreis ein Gebäudekomplex abgebrannt, der als die Verkörperung der schweren Not- und Leidensjahre des Deutschtums galt: das Zuchthaus von Bajohren. Der Brand dauerte bis in die frühen Morgenstunden.

Viele Hunderte von Memeldeutschen waren in diesem berüchtigten Zuchthaus eingekerkert gewesen, und auch diejenigen, die nicht in diesem im Memelland liegenden, sondern in den im eigentlichen Litauen befindlichen Häusern für lange Zeit die Freiheit verloren, lernten zum großen **Teil eine Zeit lang dieses Zuchthaus kennen.**